

Zeitschrift: Schweizerische Lehrerinnenzeitung
Herausgeber: Schweizerischer Lehrerinnenverein
Band: 66 (1961-1962)
Heft: 7

Artikel: Es wandert eine schöne Sage ... : Osterbetrachtung
Autor: Claudio, Peter
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-317051>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Es wandert eine schöne Sage . . .

Osterbetrachtung

So beginnt ein Gedicht von Gottfried Keller, das in vielen Schullesebüchern zu finden ist. Es handelt von einer schöneren, glücklicheren Zeit, da die Völker und Menschen ihre Habsucht und ihren Eigennutz überwunden haben werden, da es nur noch eine einzige Schmach und Schande geben wird, nämlich den aus Neid und Mißgunst geborenen Unglauben an diese schöne und glückliche Welt. Es ist ein Gedicht des jungen Gottfried Keller, voll eines überströmenden Optimismus, der unserer lebenden Generation kaum noch ein entsagendes Lächeln zu entlocken vermag. Haben wir doch mit eigenen Augen miterleben müssen, wie wenig gereffertigt heute — hundert Jahre, nachdem dieses Gedicht entstanden ist — jener Zukunftsglaube war, wie bitter die Menschheit enttäuscht wurde in ihren Hoffnungen auf einen gedeihlichen Fortschritt des Geistes, der einst zur Milderung der Spannungen zwischen Mensch und Mensch, zwischen Nation und Nation, zwischen den Rassen und Weltanschauungen führen und allen Widerstreit auflösen werde im Be-kenntnis eines allen Völkern eigenen Glaubens an die Humanität.

Warum wir uns gerade in der österlichen Zeit an dieses kleine Gedicht erinnern? Weil diese schöne Sage, die auf Erden umwandert, nicht nur das Anliegen eines einzelnen Dichters ist. Sie ist Ausdruck einer alle Menschen beseelenden Hoffnung auf Erlösung von aller Qual und allen Wirrnissen des Alltags. Diese Hoffnung ist losgelöst von Raum und Zeit. Aber nirgends hat sie sich so stark symbolisiert wie im christlichen Glauben an die Auferstehung. Der Leidensweg, der Jesus vom letzten Abendmahl über Gethsemane und die Verurteilung durch Pontius Pilatus nach Golgatha führte, war für den Außenstehenden ein Weg ins Nichts. Das Wort war verkündet, das Evangelium war gepredigt worden, am See Genezareth, in Galiläa und zuletzt auch in Jerusalem. Und nun dieses Ende, dieses tragische Ende am Kreuz, das alle Hoffnungen zu begraben schien. Mutlosigkeit und Verzweiflung befiehl selbst die Jünger; sie sahen das Werk des Meisters vernichtet.

Doch dem Karfreitag folgte Ostern. Das Grab war leer, und als die Frauen kamen, um den Leichnam Christi zu balsamieren, da verkündete ihnen der Engel, daß der Herr nicht mehr da sei, daß er auferstanden sei, wie er es einst prophezeit hatte, und wieder unter den Lebenden wandle bis zu jenem Tage, da er auffahren werde zu seinem Vater im Himmel.

Dieses Auferstehen, diese Überwindung des Todes umschließt nicht nur symbolhaft ein Stück Natur, die aus dem todähnlichen Winterschlaf zu neuem Leben erwacht. Es ist weit mehr. Es ist ein Mahnruf an alle Verzagten, an alle Kleingläubigen, Mut und Hoffnung nicht zu verlieren. Je dunkler die Nacht in uns ist, desto heller wird der Tag nachher sein. Wie oft müssen wir einen Leidensweg beschreiten, der uns hinabführt in düstere Niederungen, aus denen es scheinbar keinen Ausweg mehr gibt. Verlassen stehen wir da, und kein Licht leuchtet uns. Und auf einmal wenden sich unsere Gedanken dem Leidensweg jenes Menschen zu, der für uns alle gelitten hat — da wird es plötzlich heller und heller, neue Pfade eröffnen sich dem suchenden Blick, neue Wege tun sich auf.

Wenn wir die Enge unseres eigenen Schicksals durchbrechen und hinausschauen über die Grenzen des eigenen Ichs zur größeren Gemeinschaft, zur Familie, zur Gemeinde, zum Volk, zu allen Völkern, da sehen wir, daß auch dort überall und zu jeder Zeit ein Kreuzweg beschritten wird, der nur zu oft ins Unwegbare führt, ins

Ausweglose, in die Verzweiflung. Seit Jahren und Jahren lastet auf der Welt der Fluch der Uneinigkeit, blicken sich die Menschen voller Angst und voller Haß ins Gesicht. Sie fürchten den Nächsten, anstatt ihn zu lieben, und der Nächste wiederum fürchtet sie. Aber in ihren Herzen tragen alle doch still verborgen die eine Hoffnung, daß diese Furcht grundlos sei. Es ist viel Böses in dieser Welt, aber auch viel Gutes. Nur hält das Gute sich im Hintergrund und stellt sich nicht protzig zur Schau. Aber es ist da, und es ist die Hoffnung und der Glaube vieler, ja fast aller, daß schließlich das Gute das Böse überwinden werde, wie einst vor bald zwei Jahrtausenden im fernen Palästina.

Aus diesem Glauben und aus dieser Hoffnung heraus hat Gottfried Keller sein Gedicht geschrieben. Er schrieb es zu einer Zeit, da er den Unsterblichkeitsglauben kühn verwarf, die Schönheit der Natur glühend verehrte und kein besseres, jenseitiges Vaterland suchte. Und doch ist der Grundgedanke dieses Gedichtes ein tief christlicher — eine Umdeutung des österlichen Glaubens in weltlicher Richtung gewiß —, aber der Kern ist undenkbar ohne jene einmalige Tat auf Golgatha, welche durch die Zeiten weiter wirkt als das unvergängliche Symbol einer Hoffnung, die sich jedes Jahr erneuert, wenn im Frühling zu Ostern Mensch und Natur neu erwachen, Umschau halten und mutig den Weg zum Licht beschreiten, der ihnen durch die Auferstehung gewiesen wurde.

Peter Claudius

Das jüdische Leid

Von Adolf Attenhofer

Leid ist überall. — Wer die Augen offen hat, wird das erkennen, auch wenn er dem buddhistischen Bekenntnis «Alles ist Leiden» nicht vorbehaltlos zustimmt. Aber es scheint, als ob es Zeiten gäbe, in denen, und Völker, unter denen das Leid seine Wogen höher triebe als zu andern Zeiten und andernorts. Das jüdische Volk hat sich selbst den Namen gegeben: das auserwählte. Mag in dem Wort Selbstüberhebung liegen, wir wollen darüber, können darüber nicht rechten, da die Auserwähltheit ja nur für ein Gebiet behauptet wird, für das niemals weder Beweis noch Gegenbeweis in wissenschaftlichem Sinne möglich ist, für das Gebiet der Religion. Wahrlich, auserwählt aber war dies Volk auch von je und je, zu leiden, eine Tragfähigkeit für Leiden und Dulden zu erweisen wie kaum ein anderes Volk. Und, wunderlich genug, aus dem Leid heraus hat dieses Volk der Menschheit gewaltige Werke geschenkt, an denen keiner vorübergehen kann und darf, dem das Leben der Menschheit ein Problem ist, das uns erschüttert durch den ewigen Zwang, nach einer Lösung zu suchen, durch die furchtbare Sicherheit, diese Lösung nie endgültig zu finden. Woher? Warum? Wozu das Leid? Im Buch Hiob erhebt diese Frage ihr Haupt zu selten wieder erreichter Höhe. Auch der Gerechte leidet, und die einzige Lösung, nein, eigentlich die Verzweiflung an der Lösung bricht aus in der Erkenntnis, daß der Mensch nichts ist vor Gottes Macht, Gottes Wege nie zu verstehen vermag, daß man mit Gott nicht «rechten» kann wie mit einem Freunde. Und was ist die Erkenntnis des Predigers? «*Ich sah an alles, was geschieht unter der Sonne, und siehe, alles war eitel und ein Haschen nach Wind.*» Selbst der Psalmist bricht aus in den Ruf: «*Was ist der Mensch, daß Du sein gedenkest und des Menschen Kind, daß Du nach ihm siehst?*» Hier haben wir die Offenbarung eines über irdisches Sagen hinausziehenden Leides, wenn es auch in irdischem Leide wurzeln mag.